

## Interpretation zu: Ilse Aichinger

### Wo ich wohne

Es ist leicht zu bemerken, daß diese Geschichte sehr deutlich gegliedert ist: sie besteht aus sechzehn Abschnitten, die wiederum in zwei größere Teile zerfallen. Die Absätze 1—8 schildern die Situation ‚einen Stock tiefer‘ und wie es dazu gekommen ist, die Absätze 9—18 die Situation im Keller und den erwarteten Abstieg in den Kanal. Der äußeren Gliederung entspricht also offensichtlich auch eine innere, inhaltliche, die gleichzeitig eine zeitliche Opposition mit sich bringt. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Vergangenheit (‚Ich kam gestern...‘ [1]) und Gegenwart (‚Ich wohne seit gestern, [1]‘), der zweite mit der Gegenwart (‚Ich wohne jetzt im Keller‘ [8]) und der Zukunft (‚Ich frage mich, wie es sein soll, wenn ich im Kanal wohnen werde‘ [11]). Der zeitlichen Progression vom Vergangenen zum Zukünftigen entspricht ein ständiges räumliches Absinken: vom vierten Stock (Vergangenheit) bis in den Kanal (Zukunft).

Die Handlung selbst ist zunächst erstaunlich, unglauwbüdig: eine Wohnung ‚wandert‘ unversehrt und spurlos vom vierten Stock in den Keller. Doch auch wenn wir die Handlung als gegeben hinnehmen, bleiben die Reaktionen der Wohnungsmieterin erstaunlich. Was würden Sie tun, wenn Sie eines Tages feststellen würden, daß sich die Lage Ihrer Wohnung verändert hat? An den möglichen und nötigen Reaktionen, die wir uns vorstellen können, gilt es, das zu messen, was die Protagonistin in unserer Erzählung unternimmt: nämlich gar nichts. Sie findet sich mit ihrer Situation ab, derer sie sich schämt. Deshalb will sie ‚es nicht laut sagen‘ (1), daß sie umgezogen ist. Sie ‚fühlt sich sogar zu schwach‘, in den vierten Stock hinaufzugehen, um sich ‚Gewißheit zu verschaffen‘ (5).

Warum weckt sie nicht die Nachbarn und fragt, was eigentlich geschehen ist, warum fragt sie nicht den Studentent oder die Putzfrau? Anscheinend, weil sie sich fürchtet: ‚Und diese Frage, von einem meiner bisherigen Nachbarn gestellt, fürchte ich so sehr, daß ich lieber liegen bleibe...‘ (5). Ihre Schwäche ist also eine psychophysische Reaktion: weil sie Angst hat, fühlt sie sich schwach und verzichtet auf jede Aktivität, auf jeden Protest, auf jede Erkundigung.

Bei einer solchen Passivität der Erzählerin erscheint es nicht mehr verwunderlich, wenn wir sie wenig später im Keller wiederfinden. Wird sich die Ich-Erzählerin nun beklagen, wird sie endlich etwas unternehmen? Offensichtlich wohnt es sich in der Kellerwohnung nicht mehr so angenehm. Es wäre also höchste Zeit zu protestieren. Aber wie schon bei der ersten Umsiedlung erwartet die Autorin Reaktionen von ihren Mitmenschen: ‚Ich habe sie (die

Aufräumerfrau) im Verdacht, daß sie deshalb nicht fragt, weil es ihr so angenehmer ist' (9).

„Ich wollte, er (der Student) brächte eines Tages ein Mädchen mit, dem es auffällig erschiene, daß er im Keller wohnt, aber er bringt kein Mädchen mit, (9).

„Und auch sonst fragt niemand' (10).

„In der Straßenbahn überrascht es mich, daß der Schaffner mich behandelt wie die übrigen Fahrgäste...’ (11).

Da niemand reagiert, niemand Anstoß nimmt, suggeriert sich die Protagonistin, daß alles in Ordnung sein müßte — eine typische psychische Verdrängung. Zu diesem Verdrängungsprozess gehört es auch, daß zuerst ein vermeintlicher Vorteil der neuen Wohnungslage im Keller angeführt wird: „Es hat den Vorteil, daß meine Aufräumerfrau sich nicht mehr um die Kohlen hinunterbemühen muß, wir haben sie nebenan und sie scheint ganz zufrieden damit.' (9). Der sogenannte, ‚Vorteil‘ betrifft also gar nicht die Erzählerin, sondern die Putzfrau, der auch sonst die Arbeit jetzt erleichtert ist: „Mit dem Aufräumen hat sie es nie allzu genau genommen; hier erst recht nicht. Es wäre lächerlich zu verlangen, daß sie den Kohlenstaub stündlich von den Möbeln fegt' (9). Damit ist uns — als Vorteil verpackt — eigentlich eine unmögliche Eigenschaft der Wohnung mitgeteilt: sie ist voll von Kohlenstaub! An dieser Stelle beginnt unsere Geschichte, groteske Züge anzunehmen, die dann bei der Vorschau auf die Wohnung im Kanal beherrschend werden („Der Student stieg pfeifend die Kanalluken hinauf' und ähnliches. (13).

Der Gedanke daran, einmal im Kanal wohnen zu müssen, stellt für die gegenwärtige Situation sogar einen Trost dar: Es könnte ja noch schlimmer sein, es könnte ja noch schlechter gehen — das ist die Lebensphilosophie der Protagonistin. So ist es möglich, jeder Lage noch etwas Positives abzugewinnen: „Es erscheint einem manches freundlicher, wenn man aus dem Keller steigt' (10), heißt es; und wir könnten weiter paraphrasieren: Vom Kanal aus gesehen ist ein Kohlenkeller eine Luxuswohnung. — Mit einer solchen Perspektive betrügt die Erzählerin sich selbst, sie verdrängt jeden Protest und freut sich schließlich, wenn der status quo — wie er auch sei — erhalten bleibt: „Aber bisher ist alles unverändert' (14).

Die Autorin fürchtet sich vor Dingen, die uns als normal und alltäglich erscheinen, nämlich andere Menschen anzusprechen, oder von anderen angesprochen zu werden: „Wie sollte ich denn jemanden fragen, der mich nicht fragt?' (7); „Und diese Frage fürchte ich so sehr...’ (5). Andererseits fürchtet sie sich nicht vor Dingen, die uns Schrecken einjagen würden: der Kellerwohnung oder sogar dem Kanal. „Es wäre sinnlos, die Dämpfe im Kanal zu fürchten, denn dann müßte ich ja ebenso das Feuer im Innern der Erde zu fürchten beginnen — es gibt zu vieles, wovor ich Furcht haben

müßte' (12). Diese Umkehrung normaler Verhaltensweisen deutet auf ein gestörtes Verhältnis zu ihrer Umwelt hin. Die Welt, die uns durch die Ich-Erzählerin mitgeteilt wird, die geistige und die konkrete, wird bis zur Absurdität verzerrt. Die Beziehungen zu den Mitmenschen sind psychisch so kompliziert, daß sie in den Bereich des Irrealen übergehen. In Wirklichkeit wäre es wohl kaum möglich daß der Student oder die Putzfrau, als indirekt Mitbetroffene, ihre Wirtin auf die seltsamen Veränderungen hin nicht ansprechen würden. Und auch die Wohnungswechsel selbst sind in dieser Form nicht möglich.

Damit haben wir etwas sehr Wichtiges festgestellt; nämlich daß die Geschichte nicht real ist. Allerdings gibt sie nicht den Anschein der Realität. Der Leser, der das nicht bemerkt, wird leicht durch die Geschichte verwirrt. Wie etwa auch durch einen Traum, der ja bei uns gleichfalls den Eindruck eines wirklichen Erlebnisses hervorruft, solange wir noch träumen, und manchmal auch noch im Wachzustand nachwirkt. Diese Art des Erzählens, die dem Traum ähnelt, ist typisch für den *Surrealismus*. Auch unsere Erzählung dürfen wir hier einordnen. Geheime Wünsche und Ängste, Irrationales und Rationales, Konkretes und scheinbar Reales werden in paradoxer Zusammenstellung präsentiert. In unserer Geschichte hatten wir hervorgehoben: Kommunikations- und Kontaktschwierigkeiten, die durch die Ängste bedingt werden; dazu kommt noch eine Art von Fatalismus, der Wunsch abzuschalten und alles laufen zu lassen, wie es laufen mag. — Unsere Analyse hat den Zustand der Autorin und die Folgen für sie zutage gefördert, jedoch noch nicht den Grund, den Ursprung ihrer Unsicherheit. Um diesen zu verstehen, müssen wir noch ein weiteres Element berücksichtigen.

Das räumliche Absteigen von der Höhe in die Tiefe, von oben nach unten, birgt, wie wir aus dem täglichen Sprachgebrauch wissen, auch eine soziale Dimension in sich, die bei einer Deutung der Erzählung nicht übersehen werden darf. Die Zugehörigkeit zur Oberschicht der Gesellschaft könnte demnach durch die Wohnungslage im vierten Stock symbolisiert sein. Dem entspricht die bürgerliche Gewohnheit, regelmäßig Konzert oder Theater zu besuchen, ins Restaurant zu gehen und eine Aufräumerin zu beschäftigen. Während wir darüber hinaus, von allen in der Geschichte genannten Personen Beruf oder Tätigkeit erfahren (der Arzt, der Student, die Aufräumerin, der Hausbesorger, die Kohlenmänner, der Schaffner . . .), scheint die Erzählerin keiner Arbeit nachzugehen. Damit scheint ihre innere Unsicherheit zusammenzuhängen, denn sie ist sich des Mißverhältnisses von gesellschaftlichem Anspruch (Zugehörigkeit zur Oberschicht) und gesellschaftlicher Wirklichkeit der eigenen Position bewußt. Ihre Position ist eine ererbte, übernommene, aber sie nimmt am tätigen Leben eigentlich nicht teil, sie ist überflüssig, ohne realitätsbezogene Funktion: deshalb ist sie sicher, daß sie eines Tages ‚im Kanal‘ enden wird (12). Sie fühlt sich zu recht ‚schwach‘, zu schwach, um ihre gesellschaftliche

Position zu halten, daher der unbewußte Wunsch, im dritten Stock zu wohnen (1), d. h., dem Druck des ungerechtfertigten sozialen Status zu entkommen. Und jetzt wird es auch verständlich, warum sie es nicht wagen kann zu protestieren, die Sorge um die Wohnung in ihre eigene Hand zu nehmen: weil sie sich ihrer ‚Schwäche‘, ihrer Unfähigkeit und der damit verbundenen notwendigen gesellschaftlichen Degradierung („Abstieg“) bewußt ist. Sie weiß, daß sie im vierten Stock wirklich nichts ‚zu suchen‘ hat und fürchtet aus diesem Grunde die höhnische Frage, ‚Was suchen Sie hier?‘ (5). Der soziale Minderwertigkeitskomplex unserer Protagonistin ist so stark, daß sie sich unbewußt zum ‚Abfall (Abschaum) der Gesellschaft‘ rechnet. Deshalb wird sie zwangsläufig einmal im Kanal, also bei Abfall und Unrat enden.

Die Erzählerin könnte in ihren Hemmungen, Verklemmungen und Minderwertigkeitskomplexen zum Teil sicherlich für den psychisch empfindlichen und an seiner hybriden Existenz zweifelnden modernen Intellektuellen stehen. Die aufgedeckten sozialen Bezüge deuten jedoch darüber hinaus auf den Verfall des alten Bildungsbürgertums in der modernen Gesellschaft hin. — Wollte man eine Lehre aus der Geschichte ziehen, so in erster Linie die, daß es keine sicherbaren Privilegien in der heutigen Gesellschaft gibt. Der soziale Status, muß erarbeitet, erkämpft und behauptet werden. Wer dazu nicht fähig ist, sinkt gesellschaftlich immer tiefer. Wer seine gesellschaftlich relevante Rolle nicht aktiv spielen kann, wer zur Aktion nicht fähig ist, für den ist es bald ‚zu spät‘ (16), wie es bezeichnenderweise am Schluß unserer Erzählung heißt.